

„Wir müssen das schlechte Gewissen der Sozialpolitik sein“

Lebensmitteltafeln helfen den Menschen da, wo der Staat untätig ist, sagen die Anhänger – Kritiker befürchten eine Verfestigung von Armut

Lebensmitteltafeln waren in Deutschland nie unumstritten. Das zeigt sich auch in unserem Streitgespräch: Es diskutieren der Vorsitzende des Bundesverbands Deutsche Tafel, Gerd Häuser, und der Soziologe Stefan Selke, der Professor an der Hochschule Furtwangen University ist.

SZ: Etwa 850 Tafeln in Deutschland versorgen eine Million Menschen mit Essen. Was stört Sie daran, Herr Selke?

Selke: Wenn sich Menschen dort einmal pro Woche mit Essen versorgen, ist daran nichts Schlechtes. Aber Hilfe, die sich institutionalisiert und professionalisiert, wird zum Selbstzweck. Sie bekämpft das eigentliche Problem nicht ausreichend – Armut in einem der reichsten Länder der Welt. Tafeln sind ein lokaler, erfolgreicher Reparaturmechanismus. Sie betreiben Armutsbewältigung, nicht strukturelle Armutsbekämpfung. Diese Hilfe ist nicht nachhaltig.

SZ: Herr Häuser, muss Hilfe immer nachhaltig sein?

Häuser: Wenn jemand am Boden liegt, muss ich ihm direkt helfen. Tafeln müssen also direkt helfen, aber genauso politisch tätig werden. Die Aufgabe der Tafeln ist es langfristig, sich selbst überflüssig zu machen.

SZ: Es ist eher das Gegenteil der Fall. Tafeln werden immer größer und unersetzlicher.

Selke: Eine Tafel, bei der ich recher-

„Wenn jemand am Boden liegt, muss man ihm direkt helfen.“

chiert habe, hat inzwischen fünfmal so große Räumlichkeiten angemietet und braucht mittlerweile die 1,50 Euro, die sie als symbolischen Beitrag ihrer Kunden für Lebensmittel nimmt, um die Miete zu bezahlen. Das ist nur ein Beispiel, wie man sich nicht überflüssig macht.

Häuser: Keine Tafel vergrößert ja aus Jux ihre Räume, sondern weil sie fünfmal mehr Leute als früher versorgen muss.

SZ: Warum knüpfen Sie Ihren Einsatz nicht an Bedingungen?

Häuser: Wir stellen klare Forderungen, zum Beispiel nach einer Erhöhung der Hartz-IV-Sätze. Wir müssen das schlechte Gewissen der Sozialpolitik sein.

SZ: Herr Selke, Sie sagen, Essen ausgeben reicht nicht. Aber ist es einer alleinerziehenden Mutter, die am 20. eines Monats kein Geld mehr hat, nicht wichtiger, ihre Kinder sattzukriegen, als über nachhaltige Hilfe zu reden?

Selke: Zynisch wäre es zu sagen, hier darf nicht geholfen werden. Für mich sind Tafeln ein Ausdruck unserer Hilflosigkeit. Weil Tafeln so selbstverständlich werden, fühlt es sich für uns und für die Politik so an, als seien Arme bei den Tafeln gut aufgehoben.

SZ: Die Zahl der Tafeln hat sich über die Jahre mehr als verdoppelt.

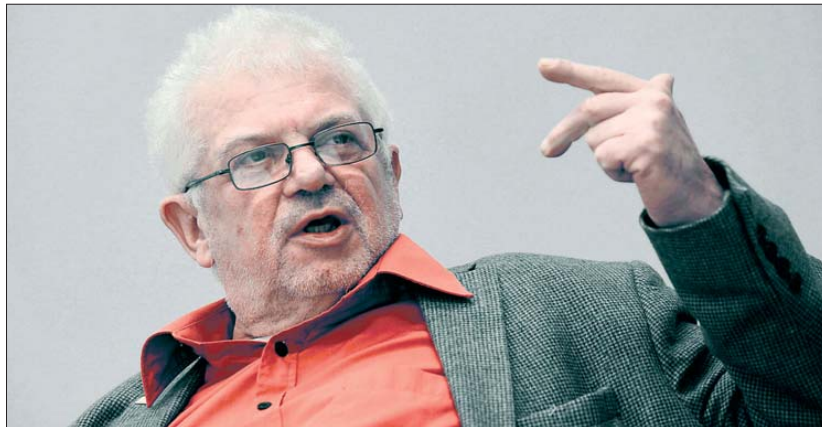
Häuser: Wir haben tatsächlich mit Sorge gesehen, dass in vielen Gegenden, wo wir keine Armut vermutet hatten, Tafeln notwendig wurden. Der Bedarf wurde durch Hartz IV größer. Zu den Langzeitarbeitslosen kamen Alleinerziehende, Rentner und Menschen, deren Arbeitslosengeld noch durch Hartz IV aufgestockt werden muss.

SZ: Also stützen die Tafeln letztlich eine Politik, die zu mehr Armut führt?

Häuser: Würden wir nichts tun, gäbe es mehr Hunger.

SZ: Herr Selke, warum rügen Sie gerade die Tafeln? Jeder ehrenamtliche Lesehelfer, jeder Sporttrainer, der in einem sozialen Brennpunkt aushilft, tut das Gleiche: Er stabilisiert das System.

Selke: Es gibt einen strukturellen Unterschied zwischen dem Fußballtrainer, der ehrenamtlich arbeitet, und den Tafeln. Bei Tafeln geht es um Existenzsicherung, nicht um ein Hobby.



Für den Soziologen Stefan Selke (oben) sind die Tafeln Ausdruck der Hilflosigkeit von Staat und Gesellschaft. Dagegen verteidigt der Vorsitzende der Tafeln, Gerd Häuser, die Angebote und sieht wachsenden Bedarf. Stephan Rumpf

SZ: Sie befürchten amerikanische Verhältnisse? Charity statt Fortbildung?

Selke: Wenn es unser kulturelles und gesellschaftliches Selbstverständnis ist, dass der Staat nicht mehr tun kann und will, und dass die Tafeln ein Substitut sind, dann ist die Sache für mich durch. Aber so lange muss man darüber reden.

Häuser: Sie haben ja Recht. In der Tat besteht die Gefahr, dass uns langfristig der amerikanische Weg übergestülpt werden könnte.

Selke: Tafeln sind eine Renaissance des Almosenwesens. Wirkliche Armutsbekämpfung aber müsste dafür sorgen, dass Menschen auch kulturell und sozial am Leben teilhaben können.

Häuser: Natürlich wäre es toll, wenn der Staat allen Menschen dies garantieren könnte. Aber ich sehe mittelfristig leider keine Chance, dass sich durch staatliches Handeln etwas ändert.

SZ: Aber die Frage ist doch: Beschleunen die Tafeln einen Teufelskreis? Nehmen Sie eine Verkäuferin, die für 400

Euro arbeitet und bei Ihnen ansteht, weil sie zu wenig verdient. Die Tafeln wiederum stellen selbst Ein-Euro-Jobber ein, die dann im Supermarkt Waren aussortieren – und Supermarktaushilfen überflüssig machen.

Häuser: Viele Tafeln beschäftigen überhaupt niemanden. Viele Bedürftige aber wollen arbeiten, und da bieten ihnen manche Tafeln für einen Euro pro Stunde eine einfache Möglichkeit.

Selke: Tafeln sind ein Ausdruck dafür, dass umgeschichtet wird, dass großflächig verlagert wird. Merken eigentlich die engagierten Menschen, die bei den Tafeln sind, nicht, dass sie instrumentalisiert werden? Hier werden Bürgerrechte schlechend abgebaut, stattdessen wird ein System etabliert, das auf privater Mildtätigkeit basiert. Ich frage Sie: Welche Bedingungen können Sie zum Beispiel für die Beschäftigung von Hartz-IV-Empfängern stellen? Welche Garantien können Sie geben?

Häuser: Keine. Das ist nicht unsere Aufgabe.

SZ: Herr Häuser, lässt sich Ihr Verband instrumentalisieren?

Häuser: Nein und ja. Das, was Schwarz-Gelb jetzt anrichtet, kommt bei uns als Bedürftigkeit an.

SZ: Einer der Vorwürfe an die Tafeln lautet, dass nicht nur Bedürftige kommen und auch der Bedarf nur scheinbar größer wird, weil sich manch einer hier billig den Kühlschrank füllt.

Häuser: Das stimmt nicht. Wer zu einer Tafel kommt, muss Armut nachweisen, sonst würden wir ja den Markt unserer Spender verkleinern, weil die Leute dann weniger einkaufen.

SZ: Trotzdem erlebt man, dass einige mit Rollwagen und zwei Tragetaschen nach Hause gehen. So viel kaufen Supermarktkunden in einer Woche nicht ein.

Häuser: Das kommt auch darauf an, wie oft eine Tafel Lebensmittel ausgibt und für wie viele Personen die Nahrung gedacht ist. Wir bieten eine Teilverpflegung, die den Menschen ermöglicht, Anteil am sozialen Leben zu nehmen, weil ihnen etwas Geld im Beutel bleibt.

SZ: Wachsen die Tafeln, weil es mehr Missbrauch gibt – oder mehr Arme?

Selke: Die Tafeln waren eine Bewegung, die das Ökologische und das Soziale verbinden wollte, indem sie den Überschuss verteilen und so Menschen helfen. Heute ersetzen sie für ihre Kunden das Fehlende. Und das immer zuverlässiger. So entstehen Erwartungsspiralen.

Häuser: Wir leisten keine Vollversorgung, das widerspricht unseren Grundsätzen, und wir kaufen auch nicht zu.

SZ: Tafeln bedienen sich auch sprachlich an den Gesetzen des Marktes. Sie nennen die Bedürftigen „Kunden“.

Selke: Bei den Tafeln dient Bedürftigkeit als Kundenbindung. Wie zynisch.

Häuser: „Bedürftige“ zu sagen, fände ich schlimmer. Wir wollen, dass ein Mensch auswählen kann und dafür zahlt – also ein Kunde ist. Wenn ich Hunger habe, kann ich die Würde verlieren. Man kann auch in Frage stellen, ob es Sinn macht, bei Tafeln Menschen auszuwählen. Aber wir geben dem Menschen Würde, wenn er aussuchen kann.

Selke: „Kunde“ ist ein Euphemismus. Der Begriff kommt ja aus der Konsumgesellschaft. Die Demütigung von Menschen ist aber in das System eingebaut. Echte Würde läge doch in der Selbstbefähigung, mit anderen Worten: anders handeln zu können, als man muss. Genau da helfen die Tafeln nicht weiter. Geld ist das einzige Zukunftsversprechen, das Menschen autonom macht – nicht aber die Tatsache, dass sie bei Ihnen einen Euro bezahlen und Kaufmannsladen spielen.

Häuser: Deren Würde wird ja nicht nur durch die Tafeln gestaltet. Das ist ein Versuch. Eine Ersatzlösung.

„Wir wissen über die Menschen, die zu den Tafeln gehen, so gut wie nichts.“

Selke: Sie leisten nur die Art von Hilfe, die relativ einfach und gut sichtbar ist: Lebensmittel verteilen. Aber die kompliziertere Hilfe, Schuldnerberatung, psychologische Beratung, das dürfen die Wohlfahrtsverbände machen.

Häuser: Die meisten Tafeln sind doch Projekte der Wohlfahrtsverbände.

SZ: Herr Selke, damit werfen Sie der Tafel vor, dass sie ist, was sie ist. Soll man den Menschen lieber Geld geben oder sie in einen Kurs schicken, wo sie lernen, wie man Tomaten anbaut?

Selke: Geld ist eine Möglichkeit, etwa das Grundeinkommen. Herr Häuser, Sie sagen, Tafeln machten Armut sichtbar. Ich sage, dass die Tafeln vor allem sich selbst sichtbar machen. Als Image, als Marke, mit der sich gut leben lässt.

Häuser: Wie bitte? Wer lebt gut damit? Die meisten Menschen, die bei der Tafel arbeiten, haben ein erfülltes Berufsleben hinter sich. Auch ich mache das ehrenamtlich, war im Bundestag, ich will kein Bundesverdienstkreuz. Ich habe als Sozialpolitiker immer gedacht: Ich bin für das Große zuständig; da habe ich nie etwas erreichen können. Erreicht habe ich aber etwas, wenn ich jemanden satt gemacht habe.

SZ: Diejenigen, denen geholfen wird, geraten bei dieser Debatte aus dem Blickfeld.

Selke: Ja, sie sind keine Komparsen, sie sind die Hauptdarsteller. Das ist der Skandal, das ist das Armutszeugnis der Gesellschaft! Wir wissen über die Menschen, die zu Tafeln gehen, so gut wie nichts. Wir wissen nur, was der sozial erwünschte Nutzen einer Tafel ist, aber wir kennen ihren realen Gebrauchswert nicht. Was machen die Menschen mit dem kleinen Vorteil, der ihnen geboten wird? Und wir wissen auch nichts über einen systematischen Vergleich der Nichtnutzer. Wir gehen immer davon aus, dass es ein Automatismus ist: arm gleich Tafelkunde. Das ist ja nicht so.

SZ: Herr Häuser, verlieren Sie die Bedürftigen aus den Augen?

Häuser: Nein, das wollen wir auf gar keinen Fall. Daher fordern wir einen Armutsbeauftragten bei der Bundesregierung. Für uns geht es darum: Wie schaffen wir es, zusammen mit den Bedürftigen ihre Forderungen zu formulieren?

Selke: Das ist der einzige Punkt, an dem ich Verständnis habe in der Diskussion. Ich weiß, dass der tägliche Handlungsdruck dazu führt, dass man sich nicht mit dem Wichtigen beschäftigt: Viele Helfer fragen nicht nach Alternativen, sondern unterstellen Selbstverständlichkeiten dort, wo es keine gibt.

Interview: Cathrin Kahlweit und Katja Riedel